

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Braun Alexander, Michael
Jericho oder Das feine Gesicht des Himmels

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**Jericho
oder
Das feine Gesicht des Himmels**

Tiger 11

Ins Blaue 95

Gargoyles 153

Mene mene tekel 185

Das feine Gesicht
des Himmels 231

Money isn't everything, but it sure keeps you in touch with your lover. Die Feriengrüße von Ida, meiner Studienfreundin, klebten unter einem Magneten an der Kühlschranktür in der Küche unserer Berliner Wohnung. Ida war kreativ; sie malte ihre Postkarten aus der Sommerfrische immer selbst. Die rote Schrift in Ölfarbe hatte das Papier angegriffen und roch Anfang Oktober noch immer nach Lösungsmittel.

»Unsinn«, hatte Clemens gesagt. »Menschen mit einem guten Sexleben trennen sich nicht.« Genau da hatten wir ein Problem, aber das sagte ich ihm nicht. Es gab vieles, was mir an meinem Freund gefiel; er war wirklich ein netter Kerl, *a nice guy*. Anderes fand ich weniger beeindruckend. Die Magazine unten in der Schlafzimmerschrank waren noch das geringste Problem: *In Touch, Zipper, Advocate* – Schmuddellektüre für in die Jahre gekommene Homos. Clemens wußte nicht, daß ich sie gefunden hatte. Schwerer fiel ins Gewicht, daß er die Tragetaschen der Edelläden aufbewahrte, in denen er einzukaufen pflegte. Giorgio Armani und Gianni Versace und Hugo Boss gingen als Tütenaufdruck mit uns durchs Leben, bis die Markenlogos abgeschabt und die Trageriemen durchgewetzt waren.

Auch das mit dem Feuerzeug machte mir zu schaffen. »Wenn jemand nur noch ein einziges benutzt, ist es zu spät«, hatte Ida gewarnt. »Von dem laß die Finger!« Clemens hatte ein goldenes von Dunhill.

Andererseits hatte er einen entscheidenden Vorteil: ein volles Portemonnaie mit Bündeln großer Geldscheine und Stapeln goldener Kreditkarten. Mein Mann fürs Leben konnte sich einen Studenten an seiner Seite leisten. Und ich war überzeugt, wir würden zusammen in Rente gehen.

Mein drittes und letztes Studienjahr am Magdalen College der Universität Oxford begann am Tag nach der Wiedervereinigung Deutschlands.

Während ich am Vorabend meiner Abreise aus Berlin mit einem Auge auf dem Fernsehschirm Hemden bügelte, zusammenfaltete und eines links, eines rechts in den Koffer legte, erleuchtete das teuerste Feuerwerk der deutschen Geschichte den Himmel. Plötzlich war in unserer kleinen Stadt am Horizont des Westens die Mauer zum Denkmal geworden, das Brandenburger Tor kein Grenzstein mehr, sondern Mittelpunkt einer Festwiese, und ganz oben, auf der Retourkutschen-Quadriga, sah man Gespenster laufen, mit schwarzrotgoldenen Fahnen, die sich am Nachthimmel spiegelten, Feuerstreifen in den Farben der wiedervereinten Nation. Achtundzwanzig Jahre hatten Mauern und Stacheldraht Menschen in Ost und West getrennt; jetzt waren sie frei, frei, frei!

Tausende hatten sich auf dem Reichstagsgelände eingefunden und den Straßenverkehr zum Stillstand gebracht, ein Massenchor schreiender, klatschender, trampelnder, hupender, pfeifender Menschen. *Live* stand links oben in der Ecke des Fernsehschirms. Sektorkorken und Feuerwerkskörper flogen durch die Luft; jemand hatte Musik mitgebracht, spielte *The Wall* von Pink Floyd. Eine Gruppe faßte sich an den Händen und tanzte im Kreis, andere hielten brennende Fackeln und Feuerzeuge in die Berliner Luft. Der erste Tag seit Jahrzehnten, an dem wir stolz waren, Deutsche zu sein; der erste in meinem Leben. Nur daß ich leider Hemden bügeln mußte, zu Hause in Charlottenburg, im reichen Westen.

Der Bundespräsident hatte alles, was Rang und Namen hatte, eingeladen: Politik und Wirtschaft, Fernsehstars, Vorzeigesportler und die Presse. Gekommen war indes die ganze Nation. Ein Sinfonieorchester spielte Beethovens Neunte Open air, ergreifend und ohrenbetäubend. Deutsches Kulturgut schweißte die Menschen aller Stände und Schichten zusammen, gleichgültig, ob Millionär oder Arbeitsloser, klug oder ungebildet, Wessi oder nicht. Das war hier

schließlich Tradition: Anlässlich kleinerer oder größerer Feierlichkeiten sang man die Ode an die Freude einstimmig im Chor und klatschte das Freude-schöner-Götterfunken im Schulter-schluß mit. Da war es völlig unerheblich, ob es sich um Silvester, den Tag der deutschen Einheit oder die Wiedervereinigung handelte.

Die Fernsehkamera schwenkte zum Präsidenten, der sich mit den Würdenträgern der Nation auf einer Tribüne versammelt hatte. Grauer Mantel, weiß-weises Haar, schmale Schultern, die mühelos den Ballast der deutschen Geschichte stemmten. Die Notizblätter in seinen Händen zitterten nicht einmal, so viele historische Stunden hatte der Mann schon erlebt.

Ein »Endlich« dröhnte aus den Lautsprechern des Reichstagsgeländes. »Endlich, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, ist der Augenblick da, auf den wir seit zwei Generationen gewartet haben. Endlich dürfen wir sehen, wie unsere Nation, schicksalhaft zerrissen seit 45 Jahren, wieder eins wird. Endlich ...«

Die Massen kümmerten unterdessen die Stilmittel nicht, sie jauchzten und johlten und ließen die mitgebrachten Rotkäppchenflaschen knallen, wir waren schließlich wieder wer.

»Endlich ...«, versuchte der Präsident es erneut, aber der Stimmenorkan schwoll weiter an. »Deutschland, Deutschland!« schrie eine Gruppe von Wiedervereinigungsbesuchern, doch die Kamera schwenkte zu schnell weiter, als daß man darüber hätte nachdenken können.

»Endlich, verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger.« Er schaute lächelnd vom Rednerpult auf, Tausenden von Zuhörern, Millionen von Fernsehzuschauern ins Gesicht und auf das Bügelbrett in meiner Küche. »Die Mauer. Ist. Gefallen.«

Ich lächelte zurück. Wiedervereinigung in Berlin. Als die Mauer fiel, waren wir wieder eins. Eine Nation. Ein Volk. »Eine Schicksalsgemeinschaft«, sagte der Präsident.

Meine Mutter kam mit Kopf und Schultern ins Bild, im Trenchcoat und mit blau-gelbem Seidentuch um den Hals, die Reporterin vom

Zweiten Deutschen Fernsehen, Abteilung Berlin, in ihrer Arbeitskleidung. In der Hand hielt sie ein Mikrofon; hinter ihr wehte die deutsche Fahne.

Sie sah gut aus für ihr Alter, 47 und seit acht Jahren Witwe. Eine Frau, die sich hatte durchbeißen müssen, ein Sohn und plötzlich kein Mann mehr. Mit 39 hatte sie einen Commodore-Computer gekauft und begonnen, Reportagen für Zeitungen und Magazine zu schreiben. Die meisten hatten in irgendeiner Weise mit England zu tun, wo sie mit meinem Vater vor ihrer Hochzeit als Soldatenbraut gewohnt hatte. Von Regierungskrisen in Westminster bis hin zu Ruderwettkämpfen auf der Themse galt meine Mutter nach wenigen Monaten als Expertin in Sachen englische Lebensart – jedenfalls bei der Berliner Tageszeitung, die auf der Seite drei regelmäßig ihre Beiträge abdruckte.

Einmal hatte sie eine Reportage über die Falklandinseln und einen DIN-A4-Umschlag mit selbstgeschossenen Fotos und unverbindlichem Anschreiben an den *Stern* geschickt, postwendend einen Scheck erhalten und in eine Geschirrspülmaschine investiert. Danach machte sie für eine Weile nur noch Fotoreportagen. Londonderry kannte sie bald besser als Berlin. Irgendwann erreichte sie schließlich der Anruf von einer Freundin beim ZDF, gefolgt von der Karriere.

»... kommen unterdessen kritische Stimmen aus Paris und London, die fragen, wie sich achtzig Millionen Deutsche in die Europäische Gemeinschaft eingliedern werden. Schon hört man Forderungen, die Bundesrepublik solle als stärkste Wirtschaftsnation Europas größere Verantwortung übernehmen, mit anderen Worten: noch mehr als bisher nach Brüssel überweisen. Heute überwiegt allerdings die Freude hier auf dem Berliner Reichstagsgelände...«

Erst später, weit nach Mitternacht, ging der Feuerwerksjubel in stille Freude über. Mit einem Fackelzug trug man schweigend die Republik der Welt von gestern zu Grabe, und während ich oben auf meinem Koffer saß und mit den Schlössern kämpfte, beendete das

Zweite Deutsche Fernsehen mit der Nationalhymne das Programm.

»Gute Nacht«, sagte die Ansagerin mit den braunen Haaren.

»Gute Nacht«, sagte ich und brach mir am Schloß des Koffers einen Fingernagel ab.

Meine Studententage in Oxford hatten unter einem ungünstigen Stern begonnen. Papa hatte an der Universität London studiert, als Bester in seinem Fach: Schiffingenieurwesen. Er hatte Wert darauf gelegt, der Beste zu sein, bei allem, was er machte. 1964 und 1965 war er der schnellste Schwimmer der Universität gewesen, 1968 machte er seinen Doktor mit *distinction*. Und er war ein ausgezeichneter Fallschirmspringer. »Unser bester Mann«, sagte sein Ausbilder bei der Bundeswehr.

Als ich klein war, sagte Papa immer, daß sein Sohn auch in England studieren sollte, in Oxford, Cambridge oder London. »Hättest du da Lust zu?« fragte er mich in den Ferien an einem Strand in Dänemark, als wir flache Kieselsteine ins Wasser warfen, sie von Welle zu Welle springen ließen. Ich schüttelte den Kopf, stumm wie ein Fisch. Er klopfte mir nur auf die Schulter und lachte: »Das kommt noch, Ben, das kommt schon noch.« Ich hatte da meine Zweifel. Aber immerhin war ich in der dritten Klasse der einzige, der wußte, daß Oxford auf einer Insel liegt.

Ein Jahrzehnt später kam dann ein Brief: *We are glad to inform you ...*, unterschrieben vom Präsidenten von Magdalen College, Oxford University. Mama holte eine Flasche Champagner aus dem Eisfach und umarmte mich. Sagte, wie stolz sie auf mich sei und wie stolz Papa auf mich wäre, hätte er diesen Tag erlebt. Am Abend lud sie Clemens und mich zum Essen in die Paris-Bar auf der Kantstraße ein. Clemens hatte sich in Schale geworfen – Anzug, Weste, Versace-Krawatte mit szenischen Motiven aus der griechischen

Mythologie – und spielte unter der weißen, steifgestärkten Damasttischdecke mit meinem Knie.

Hummer, Steinbutt und edle Weine, daß die Kellner mit ihrem französischen Getue feuchte Augen bekamen. *Bien sûr, bien sûr, Madame, une autre bouteille.* Meine Mutter sah ihn dankbar an und bestellte Cheval Blanc zum Fisch. Geld spielte keine Rolle, wenn der Sohn ein gemachter Mann war.

Clemens und ich hatten wenig Appetit. Ich hatte ihn am Nachmittag im Büro angerufen, doch er hatte keine Zeit gehabt für ein Gespräch – ein Meeting und ein Baustellentermin, bis später dann. Dafür redete meine Mutter für drei, prostete uns mit roten Wangen und dem Glas in der Hand zu. Und Clemens' Augen fragten mich beim doppelten Espresso, ob das nun das Ende wäre. Drei Jahre Oxford-Studium, welche Beziehung würde das überstehen? Unsere etwa? *Long-distance*, das stand für *long time till we meet again*.

Ich schrieb mich für P.P.E. ein, *Philosophy, Politics, and Economics*, und war von Beginn meines Studiums an das, was man in Oxford am meisten haßte: *average*, mittelmäßig. Mein Englisch war zwar ganz solide; acht Jahre am Zehlendorfer Gymnasium und die Reisen mit meiner Mutter hatten ihre Spuren hinterlassen. Ich verstand das meiste und konnte in Restaurants souverän die Speisekarte interpretieren. Aber es war eine ganz andere Sache, Aufsätze über die Grundfragen der Philosophie, über Logik, Ethik und die Kritik der reinen Vernunft zu verfassen. Ich las Hume im Original und verstand auch beim zweiten Mal nur die Hälfte. *And the use of the English tongue in the papers of yours truly was really very bad.*

Ich wurde nicht nach meiner Intelligenz beurteilt, sondern nach dem, was ich in Worte fassen konnte, die ich mir Stück für Stück aus Langenscheidts Taschenlexikon herbeisuchte. In meinen Tutorials, den wöchentlichen Besprechungen mit den Professoren, stotterte ich. Alle dachten, ich hätte nicht nur die Sprache, sondern auch das Denkvermögen eines Kindes.

In *Economics* mußte ich in einem Jahr das aufholen, was die anderen

in der Schule längst absolviert hatten; Wirtschaftswissenschaften wurden in Berlin nur an der Universität unterrichtet, nicht am Gymnasium. Es dauerte drei Wochen, bis ich den Unterschied von Mikro- und Makroökonomie, Lektion eins im VWL-Standard-Textbuch, verstanden hatte. Die anderen P.P.E.-Studenten machten klar, daß sie mich für einen Dummen hielten, dumm und harmlos. Von mir borgte keiner einen Essay, wenn er sein Tutorial verpaßt hatte. Drei Kommilitonen waren aus Eton; sie hatten alle innerhalb einer Woche eine Freundin.

Und mir fehlte Clemens. In den ersten Tagen lief ich verstört durch die Gänge von Magdalen College, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die Kollegen schauten auf den Boden, wenn sie mich sahen. *The walking chimney*, sagten sie, und es dauerte eine Weile, bis ich das Wort in Langenscheidts Taschenlexikon gefunden hatte: »Kamin, Schornstein« war die Übersetzung.

Nach drei Wochen ging ich zum Präsidenten, um ihn von meiner Abreise in Kenntnis zu setzen, um zu sagen: Ich gebe auf. Seine Haushälterin, eine zierliche Dame in Blümchenkleid mit einem Bartschatten auf der Oberlippe, bot mir in seinem Arbeitszimmer Tee an. Feines blau-weißes Porzellan und ein silbernes Milchkännchen. Die Tasse klirrte, wenn ich sie auf dem Schreibtisch absetzte. Ich saß dem Präsidenten gegenüber in einem rotbraunen Ledersessel und heulte wie ein kleines Kind, erzählte ihm von Berlin und von Clemens, meinem Freund

»*Your boyfriend?*« fragte der Präsident.

Ich nickte.

Der Präsident stand auf, ging zum Fenster und rührte mit einem Silberlöffel langsam seinen Earl Grey um, wobei der kleine Finger der linken Hand steif aufs Fenster gerichtet war. Er hatte etwas von einem Fuchs; über den Rand der Tasse schaute er mich aus armani-farbenen Augen an, stellte den Tee auf dem Fensterbrett ab, strich sich gedankenverloren durch sein silbergraues Haar und zündete eine Zigarette an.

»Well«, sagte er, »ich verstehe Ihre Situation, Benjamin. Aber meinen Sie, Sie könnten es noch für kurze Zeit ertragen? Nur noch für einen Tag, sagen wir bis morgen früh? Schließlich ist nichts so furchtbar, als daß man es nicht noch bis zum Abend mit sich herumtragen könnte.« Er überlegte einen Augenblick und blies einen Rauchring an die Zimmerdecke. »Selbst ein Aufenthalt in Magdalen College nicht.«

Ich sah ihn mit verheulten Augen an, konnte nicht sprechen; mir saß ein Kloß im Hals.

»Nur mir zuliebe.« Er lächelte mich an. Wie ein Vater.

Ich bat ihn um eine Zigarette. Schweigend saßen wir uns gegenüber, bis zwei zerdrückte Kippen in dem silbernen Aschenbecher lagen, direkt auf dem eingravierten Emblem von Magdalen College. Dann nickte ich, und der Präsident nickte auch.

Am nächsten Vormittag klopfte seine Haushälterin an meine Zimmertür und überbrachte mir die zweite Einladung zum Tee. Sie ließ eine Flasche Sherry da, *Selected and bottled for Magdalen College, Oxford*, die sie auf meinen Koffer stellte, der gepackt in der Mitte des Zimmers stand.

»Wissen Sie, Benjamin«, sagte sie, »es geht mich natürlich nichts an. Aber ich arbeite seit siebzehn Jahren im College und habe bei unseren Studenten so ziemlich alles gesehen, was man bei jungen Menschen an Problemen sehen kann. Und, *not to mention*, bei den Herren Professoren. Sie dürfen dabei nur eines nicht vergessen: Sie wissen noch nicht, was für eine Gelegenheit Sie vergeuden, wenn Sie hier nach nicht einmal einem Monat wieder abreisen. Andere junge Leute würden ihren linken Arm hergeben, um hier sein zu dürfen, und sind doch nicht hier.«

An diesem Tag fuhr ich allein ans Meer, setzte mich an der Steilküste auf eine Bank. Das Blau des Ärmelkanals reichte bis an den Horizont, bis an den Himmel. Möwen balancierten kreischend in der Luft, beobachteten die Wellen tief unter ihnen und stießen hinab in die Tiefe, kamen mit einem zappelnden Fisch im Schnabel

wieder hoch, den sie noch im Fliegen verschluckten. Die wichtigste Entscheidung meines Lebens war ihnen egal.

Für Clemens war die Sache ganz einfach: »Komm zurück«, sagte er am Telefon und meinte: Ordne dein Leben meinem unter. – »Einen Studienplatz in Oxford aufgeben?« fragte meine Mutter trocken. »Unmöglich«, war ihr Kommentar, »und dumm.« Sie war nach meinem Anruf aus allen Wolken gefallen. Und mein Vater hätte vermutlich ähnlich reagiert, wäre er nicht bereits vor sechs Jahren aus den Wolken über dem Südatlantik in den Tod gestürzt. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich wirklich allein; guter Rat war teuer, doch weit und breit war kein guter Ratgeber in Sicht.

»Meinen Sie, Sie könnten es noch für einen Tag ertragen?« fragte der Präsident am nächsten Tag, schaute mich über den Rand seiner Teetasse an. »Nur bis morgen noch?«

Ich nickte. Und dann noch ein weiteres Mal. Und blieb. Für einen Tag, einen zweiten, eine Woche, einen Monat. Ich lernte Englisch. Ein Doktorand wurde gebeten, mir auf Kosten des Colleges Nachhilfe in *Economics* zu geben. Philosophie gab ich nach einem Studienjahr ab, Hume ging zurück ins Regal. Und ich gab ein kleines Vermögen für die grünen Telefonkarten von British Telecom aus, so viel, daß Clemens mir Geld schicken mußte.

Aber ich blieb.

Ich schaltete den Fernseher ab und schnitt am Küchentisch unserer Wohnung in Berlin Limonen für Gin Tonic, einen Absacker vor dem Schlafengehen, wie Clemens sich ausdrückte, das beruhigte und entspannte. Die Nation war erfolgreich wiedervereint, meine Hemden gebügelt, die Koffer gepackt. Morgen begann mein drittes Studienjahr in England, und damit die nächste Trennung von Clemens. Ich hörte, wie er im Schlafzimmer den Reißverschluß meiner Reisetasche zuzog.

»Fertig, Tiger!« rief er in die Küche, denn er nannte mich Tiger. »Alles ist gepackt.« Schritte im Flur, Socken auf poliertem Pitchpine. »Du darfst morgen früh nur nicht die Zahnbürste vergessen, dann kannst du fahren.« Er nahm ein Glas und ließ sich auf den Rattanhocker neben dem Kühlschrank fallen, schaute mich erwartungsvoll an. *Money isn't everything*, schrie die Kühlschranktür in roter Ölfarbe. Die Eiswürfel klirrten in Clemens' Glas.

Er spielte mit seinem Ring, einem schlichten, goldenen Ehering, drehte ihn über der weißen Haut an der Wurzel des Fingers linksrum, rechtsrum, zog ihn gedankenverloren ab, setzte ihn wieder auf. Vor genau zwei Jahren hatte er ein Paar gekauft, vor meiner ersten Abreise nach Oxford. Als Erinnerungsstück, damit man wußte, wo man hingehörte, auch wenn man nackt war. Clemens hatte unsere Initialen eingravieren lassen und daneben das Datum unserer ersten Begegnung: BC 7.ix.1987.

Mein Freund war Architekt, und das mit Erfolg. Sein Metier war für ihn nicht nur Beruf, sondern Berufung. Er hatte ein eigenes Büro in Berlin eröffnet und innerhalb weniger Monate so viele Aufträge erhalten, daß Räumlichkeiten wie Personal bald an die Grenzen des Gutmachbaren gestoßen waren. Ein dank überwältigender Nachfrage in Kreuzberg eingerichtetes zweites, größeres, schöneres Architektenbüro ermöglichte einem jungen Baumeister von Clemens' Schläge nur wenige Minuten vom Potsdamer Platz entfernt gesunde Gewinne. Und mir die Befriedigung meiner geheimsten Shopping-Lüste: Bücher, kistenweise. Ich kaufte sie schneller, als ich sie ins Regal stellen (geschweige denn lesen) konnte. Es war klar, daß wir bald eine zweite, größere, schönere Wohnung brauchen würden.

Darüber hinaus hatte Clemens genug Spielraum gewonnen, um aus den vorliegenden Vertragsangeboten die Rosinen herauszupicken – ging es jetzt doch darum, die neue alte Hauptstadt als solche zu erkennen zu geben, während im Osten noch die Einschußkrater des Zweiten Weltkriegs das Mauerwerk der Häuser zierten. Und die